

Nico Scarano

Metaethik - ein systematischer Überblick

(aus: Handbuch Ethik, hrsg. v. M. Düwell, C. Hübenal, M. H. Werner, Stuttgart/Weimar 2002, 25-35)

1. Normative Ethik, deskriptive Ethik und Metaethik

Der Gegenstand der Ethik ist die Moral. Als „Ethiken“ können demnach Theorien bezeichnet werden, die sich mit den verschiedenen Aspekten des Phänomens Moral auseinandersetzen. Nun gibt es jedoch zu diesem Phänomen sehr unterschiedliche Zugangsweisen. Insofern lassen sich auch verschiedene Typen von Ethiken bzw. Moraltheorien voneinander abgrenzen. Einerseits gibt es *normative Ethiken*, die selbst moralische Urteile formulieren und zu begründen versuchen (1.1), und andererseits gibt es *deskriptive Ethiken*, die keine moralischen Urteile fällen, sondern ihren Gegenstand, die Moral, in seinen unterschiedlichen Aspekten und Erscheinungsformen lediglich beschreiben (1.2). Neben diesen beiden Theorietypen hat sich seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit der *Metaethik* (1.3) eine eigenständige Disziplin herausgebildet, zu deren Zielen es gehört, die begrifflichen Grundlagen für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Moral bereitzustellen. Die Metaethik bildet insofern die Grundlage sowohl für den normativen als auch für den deskriptiven Zugang zur Moral.

1.1 Normative Ethiken

Der Ausgangspunkt jeder ethischen Theorie bildet die Frage „Was ist Moral?“. Diese lässt sich zum einen als eine Frage danach verstehen, worin denn die „richtige Moral“ besteht. Welche Handlungsweisen sind moralisch erlaubt, welche verboten, welche moralisch indifferent? Wie müssen unsere grundlegenden politischen Institutionen beschaffen sein, damit sie unter moralischen Gesichtspunkten als legitim gelten können? Es gehört zum

Aufgabenbereich der normativen Ethik, die Frage nach der Moral auf eine solche Weise zu stellen und entsprechende Antworten zu suchen. So erörtert sie als personale Ethik Prinzipien einer moralkonformen Lebensführung, thematisiert als politische Ethik das Ideal einer gerechten Gesellschaft oder diskutiert beispielsweise im Bereich der angewandten Ethik die Haltung der modernen Medizin gegenüber Leben und Tod. Solche Untersuchungen sind Teil einer normativen Theorie der Moral, gehören also zur normativen Ethik.

Offensichtlich divergieren moralische Auffassungen und Ideale von Epoche zu Epoche, von Kultur zu Kultur. Dennoch lassen sich auch Gemeinsamkeiten, sich durchhaltende Elemente, feststellen. Und es ist nicht unangemessen, eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Moral in diesem Kernbestand moralischer Gemeinsamkeiten zu suchen. Eine der Hauptaufgaben der Ethik besteht darin, solche Elemente zu formulieren und eine Begründung für ihre epochen- und kulturunabhängige Geltung auszuarbeiten. Ob sie nun Antworten auf Fragen der individuellen Lebensführung sucht, für drängende politische Herausforderungen Bewertungskriterien formuliert oder ob sie für eine universalistische Geltung moralischer Normen argumentiert: Die normative Ethik befindet sich auf der Suche nach der richtigen Moral. Auch wenn es die unterschiedlichsten Arten normativer Ethiken gibt, die sich den verschiedensten Gegenstandsbereichen zuwenden und in unterschiedlichen philosophischen Traditionen verwurzelt sind, so ist ihnen doch allen das Merkmal gemeinsam, dass sie selbst moralische Urteile fällen und insofern moralisch nicht neutral sind.

1.2 Deskriptive Ethiken

Neben dem normativen Teil der Theorie der Moral, der normativen Ethik, gibt es jedoch auch Disziplinen, die sich demselben Gegenstand mit einer ganz anderen Absicht zuwenden. Von solchen Disziplinen kann nicht gesagt werden, sie seien auf der Suche nach der richtigen Moral. Vielmehr versuchen sie in ihrer Beschäftigung mit der menschlichen Moral gegenüber normativen Fragen Neutralität zu wahren. Ihr Ziel besteht darin, die vielfältigen Aspekte und

Erscheinungsformen dieses Phänomens zu beschreiben und für sie Erklärungen auszuarbeiten. Die Frage „Was ist Moral?“ wird durch die normativen Antworten der Ethik nämlich nicht erschöpft. Wenn wir wissen wollen, welche Rolle die Moral in unserem Leben spielt, wenn wir erklären möchten, was es heißt, moralischen Regeln zu folgen oder sich von seinen moralischen Überzeugungen leiten zu lassen, um also die Grundlagen unserer moralischen Praxis zu erfassen, kommt es zunächst nicht darauf an, welches die richtige Moral ist. Vielmehr fragen wir dann nach den allgemeinen Grundzügen, nach der Natur von Moral überhaupt. Auf diese Weise betrachtet, scheint Moral beziehungsweise scheint unsere Fähigkeit zur Moral eine anthropologische Konstante zu sein. Zwar variieren von Gesellschaft zu Gesellschaft die Inhalte der moralischen Vorstellungen und Ideale. Ebenso sind innerhalb der Biographie jeder Person Entwicklungen feststellbar, es können Brüche, vielleicht sogar moralische Konversionen auftreten. Und auch das häufig anzutreffende Phänomen des Streits um moralische Fragen zeigt eine zumindest relative Offenheit der Moral in bezug auf ihre möglichen Inhalte. Aber der Stellenwert, den das Phänomen für das menschliche Handeln hat, bleibt trotz dieser Divergenzen in einem gewissen Sinn der gleiche. Es sollte also eine Beschreibungsebene geben, auf der die Frage nach der richtigen Moral noch keine Rolle spielt, auf der das Faktum menschliche Moral als solches beschrieben werden kann. Untersuchungen, die sich auf diese Art der Moral als einem natürlichen Phänomen zuwenden, versuchen, soweit wie möglich deskriptiv vorzugehen, ihren Untersuchungsgegenstand also auf normativ neutrale Weise zu beschreiben. Diese Verpflichtung auf normative Neutralität mag auf den ersten Blick als eine Einschränkung empfunden werden. Letztlich ist sie jedoch eine Grundbedingung für das angemessene Verständnis eines komplexen und vielschichtigen Phänomens. Erst durch die methodische Trennung kann es zu einem wechselseitigen Ergänzungsverhältnis zwischen den unterschiedlichen Disziplinen kommen.

Für einen deskriptiven Zugang zur Moral gibt es die verschiedensten Ansatzpunkte. So versuchen beispielsweise *kulturanthropologische* Studien die Moralsysteme gegenwärtiger oder vergangener Kulturen zu erfassen. Ihre Aufmerksamkeit gilt einer empirischen Beschreibung der Moral einzelner

Gesellschaften. Solche Studien nehmen in der Regel eine eher observationelle, eine beobachtende Haltung gegenüber ihrem Gegenstandsbereich ein (vgl. für einige Beispiele Rippe 1993, Teil III). Demgegenüber versuchen andere wissenschaftliche Disziplinen gegenüber demselben Phänomen einen stärker explanativen, einen erklärenden Ansatz zur Geltung zu bringen. Aus einer *soziologischen* Perspektive werden beispielsweise die gesellschaftlichen Funktionen moralischer Konventionen in den Blick genommen und zu erklären versucht. Was genau leisten moralische Normen für die Integration von Gesellschaften, und wie hat sich deren Funktion mit dem Entstehen moderner Gesellschaften gewandelt? Inwieweit braucht es für die Beschreibung der Funktionsweise der Gesellschaft überhaupt die Bezugnahme auf die moralischen Beweggründe und Erwartungen ihrer Mitglieder? Indem sie solche Fragen zu beantworten sucht, nähert sich die Soziologie dem Phänomen Moral gleichsam aus einer Außenperspektive (vgl. die entsprechenden Studien von Niklas Luhmann u.a.). Andere Disziplinen richten ihren Blick weniger auf die Gesellschaftssysteme als Ganze, sondern auf die sie konstituierenden Individuen, auf die einzelnen moralischen Subjekte und deren psychische Struktur. Ein wichtiger Forschungszweig der *Moralpsychologie* widmet sich beispielsweise der Untersuchung des Erwerbs unserer moralischen Kompetenzen. Gegenstand dieser Theorien ist unser Vermögen, moralische Urteile zu fällen und ihnen gemäß zu handeln. Eines ihrer Leitziele besteht darin, für die Entwicklung dieses Vermögens die maßgeblichen Gesetzmäßigkeiten zu finden (vgl. beispielsweise die Untersuchungen von Jean Piaget und Lawrence Kohlberg). Soziologische und psychologische Erklärungsansätze zum Phänomen Moral sind jedoch nicht die einzig denkbaren. So untersucht ein weiterer moraltheoretischer Ansatz das Entstehen der Moral aus einer *evolutionstheoretischen* Perspektive, sucht also nach einer Erklärung für das Auftreten von Moral und moralähnlichen Phänomenen in der Entwicklung der Arten. Die Soziobiologie ist eine Disziplin, die sich in den letzten Jahren verstärkt um eine solche Sichtweise bemüht.

Kulturanthropologische, soziologische, psychologische sowie evolutionstheoretische Untersuchungen sind vier Beispiele für eine deskriptive Herangehensweise an das Phänomen Moral. Die menschliche Moral ist also nicht

allein Gegenstand normativer Disziplinen, sie kann auf vielfältige Weise auch zum Gegenstand deskriptiv arbeitender Wissenschaften werden. Mit dem normativen und dem deskriptiven Zugang zur Moral stehen zwei einander ergänzende Betrachtungsweisen zur Verfügung, die sich offensichtlich voneinander unterscheiden lassen, obgleich die genauen Abgrenzungskriterien nicht unstrittig sind.

1.3 Die Metaethik

Das wesentliche Unterscheidungskriterium zwischen normativen und deskriptiv arbeitenden Theorien der Moral liegt in der Art, wie sie sich auf moralische Urteile beziehen. Verdeutlichen lässt sich der Unterschied anhand folgender Beispiele:

- (1) „Foltern ist in manchen Fällen moralisch legitim.“
- (2) „In der Gesellschaft a ist zum Zeitpunkt t die Mehrzahl der Personen davon überzeugt, dass foltern in manchen Fällen moralisch legitim ist.“
- (3) „Es besteht ein statistisch signifikanter Zusammenhang zwischen einer autoritären Erziehung und dem Ausbilden der Überzeugung, dass foltern in manchen Fällen moralisch legitim ist.“

Während Aussage (1) selbst eine moralische Aussage ist, werden mit der Äußerung von Satz (2) und (3) keine moralischen Urteile gefällt, vielmehr werden mit ihnen deskriptive Aussagen zum Ausdruck gebracht. Mit Aussage (2) wird beschrieben, welche moralischen Urteile in einer bestimmten Gesellschaft vertreten werden, und (3) beschreibt eine Bedingung, die zum Auftreten bestimmter moralischer Urteile führt. Aussage (1) könnte in einer normativen Ethiken vertreten werden, beispielsweise in bestimmten Formen der politischen Ethik. Demgegenüber kommen in deskriptiven Ethiken keine Aussagen dieses

Typen vor. Es sind vielmehr Aussagen vom Typ (2) oder vom Typ (3), die dort Verwendung finden. Moralische Urteile werden in deskriptiven Moraltheorien innerhalb von komplexen Aussagen wie (2) oder (3) lediglich *erwähnt*, nicht jedoch selbst *gebraucht*. Deshalb sind deskriptive Ethiken normativ neutral, obwohl sie sich durchaus auch auf moralische Urteile beziehen. Entscheidend ist, dass moralische Urteile offensichtlich von beiden Typen der Moraltheorie thematisiert werden. In der Art, wie sie dies tun, liegt das Abgrenzungskriterium. Aber was ist eigentlich ein moralisches Urteil? Worin unterscheiden sich moralische Urteile von anderen Urteilsarten? Diese Frage ist keineswegs trivial. Sowohl normative als auch deskriptive Ethiken sind aber auf eine Antwort angewiesen. Es ist die Aufgabe der Metaethik, diese Frage zu beantworten. Metaethische Theorien fällen selbst keine moralischen Urteile wie die normativen Ethiken. Sie beschreiben auch nicht, welche moralischen Urteile gefällt werden und welche Rolle moralische Urteile für unser Denken und Handeln spielen, wie die deskriptiv arbeitenden Moraltheorien. Vielmehr setzen sie eine Stufe tiefer an und fragen, was überhaupt unter einem moralischen Urteil zu verstehen ist. Die Metaethik fällt also selbst keine moralischen Urteile, sondern macht Aussagen und formuliert Hypothesen über diese. Ihr Aufgabengebiet erstreckt sich also auf die Analyse der vielfältigen formalen Aspekte einer besonderen Urteilsklasse. Deshalb kann man von der Metaethik auch als einem „Diskurs zweiter Ordnung“ sprechen (vgl. Grewendorf/Meggle 1974).

2. Metaethische Fragestellungen

Wie sich die Metaethik von anderen moralphilosophischen Disziplinen genau abgrenzen lässt und worin ihre Aufgaben und Methoden bestehen, darüber besteht in der Literatur keine Einigkeit. Meistens wird die Frage nicht eigens thematisiert, sondern einfach metaethische Forschung betrieben, nicht selten auch unter einem anderen Namen. Wird jedoch zugestanden, dass die Metaethik selbst keine normativen Aussagen formuliert, ihre Aufgabe vielmehr in der Ausarbeitung einer Theorie der formalen Aspekte moralischer Urteile liegt, dann lassen sich ihre

Fragestellungen relativ eindeutig eingrenzen. Denn bei ihren Untersuchungen finden im Prinzip dieselben theoretischen Instrumentarien Anwendung wie in anderen Bereichen der philosophischen Analyse. Es treten ganz ähnliche Fragestellungen auf wie bei der Analyse anderer Urteilsarten, etwa „mathematischen Urteilen“, „modalen Urteilen“, „ästhetischen Urteilen“ etc.

Ich schlage deshalb vor, vier systematische Teilbereiche voneinander zu unterscheiden, die zusammengenommen das Untersuchungsgebiet der Metaethik abstecken. Diese vier Teilbereiche entsprechen vier begrifflich unterscheidbaren Aspekten moralischer Urteile, die nach einer Erklärung verlangen. In jedem dieser vier Bereiche geht es um spezifische, nicht aufeinander reduzierbare, jedoch miteinander zusammenhängende Fragestellungen. Zu nennen sind hier erstens die *sprachphilosophischen* Fragen, die sich mit der Bedeutung sprachlicher Äußerungen befassen (2.1), zweitens die dem Bereich der *Philosophie des Geistes* zuzurechnenden Fragen, in denen es um die Analyse moralischer Überzeugungen und moralischer Gefühle geht (2.2), drittens die *ontologischen* Fragen, die sich mit dem Status moralischer Eigenschaften und der Existenz moralischer Tatsachen beschäftigen (2.3), sowie viertens die *epistemologischen* Fragen, die sich vor allem auf die Rechtfertigung und Begründbarkeit moralischer Urteile beziehen (2.4).

2.1 Sprachphilosophische Fragen

Zunächst gehören zum Gebiet der Metaethik die Untersuchungen, die sich mit den sprachlichen Ausdrucksformen der Moral befassen. In diesem traditionell im Zentrum der Aufmerksamkeit stehenden Teilbereich der Metaethik geht es hauptsächlich um Fragen der Bedeutung und der Interpretation moralischer Äußerungen. Wenn man ihn auf die spezifisch sprachphilosophischen Fragen einschränkt, scheint der Titel „metaethische Semantik“ dafür nicht unangemessen zu sein. Dabei kann es jedoch nicht, wie manchmal angenommen wird, um einzelne Elemente unseres moralischen Vokabulars gehen, beispielsweise darum, worauf Ausdrücke wie „Gerechtigkeit“ oder „Tugend“ anzuwenden sind. Die

Anwendungskriterien für solche Worte anzugeben hieße nämlich gleichzeitig zu sagen, was gerecht oder was tugendhaft ist. Dies fällt in den Aufgabenbereich der normativen Ethik, liegt jedoch außerhalb des Untersuchungsgebiets der Metaethik. Auch die Analyse grundlegender moralischer Begriffe, wie der des „moralischen Sollens“ oder des „moralisch Guten“, gehört nicht allein in den Aufgabenbereich der metaethischen Semantik. Herauszufinden, worin die spezifische Bedeutung solcher Begriffe liegt, ist offensichtlich keine Aufgabe, die allein durch das Verständnis der Funktionsweise unserer Sprache erfüllt werden kann. Erst die Behandlung aller vier Teilgebiete der Metaethik ermöglicht, den Stellenwert und den Gehalt solcher moralischen Grundbegriffe genauer zu erfassen. Nicht um einzelne moralische Ausdrücke geht es also der metaethischen Semantik. Vielmehr versucht sie, die allgemeinen semantischen und pragmatischen Prinzipien zu rekonstruieren, die die Produktion und das Verstehen moralischer Äußerungen betreffen.

Grundsätzlich sind hier zwei Erklärungsansätze möglich, und beide werden in der gegenwärtigen metaethischen Diskussion in unterschiedlichen Versionen vertreten. Der eine Ansatz betont die Gemeinsamkeiten von moralischen und deskriptiven Aussagen. Für beide wird die gleiche semantische Analyse vorgeschlagen. Üblicherweise tritt dieser Ansatz in Form einer *wahrheitsfunktionalen Semantik* auf. Dort wird die Auffassung vertreten, dass die Bedeutung eines moralischen Ausdrucks in dem Beitrag liegt, den er zu den Wahrheitsbedingungen eines Satzes liefert. Die wahrheitsfunktionale Semantik beruht auf der Idee, dass eine Bedeutungstheorie für eine Sprache eine Theorie ist, aus der sich für jeden möglichen Satz dieser Sprache dessen Wahrheitsbedingungen ableiten lassen. Sie setzt also voraus, dass auch moralische Äußerungen wie deskriptive wahr oder falsch sind. Dieser Gedanke ist naheliegend, denn, zumindest oberflächlich betrachtet, weisen moralische und deskriptive Äußerungen dieselbe Form auf. Die Grundform einer moralischen Äußerung sind prädikative Aussagen, in denen bestimmten Gegenständen ein moralisches Prädikat zu- oder abgesprochen wird. Wir reden beispielsweise davon, dass bestimmte Handlungen „moralisch gut“, andere „moralisch schlecht“ oder „moralisch indifferent“ sind. Wir schreiben also den Handlungen selbst

spezifische moralische Eigenschaften zu. Nicht nur Einzelhandlungen klassifizieren wir nach moralischen Gesichtspunkten, auch Handlungsweisen werden von uns moralisch beurteilt. Manche Handlungsarten sind als solche „moralisch verboten“, andere „erlaubt“, wieder andere „moralisch geboten“. Moralische Prädikate werden von uns den unterschiedlichsten Gegenständen zugeschrieben. Auch Institutionen oder Personen charakterisieren wir mittels moralischer Ausdrücke. Politische Institutionen können beispielsweise „gerecht“ oder „ungerecht“ sein; beziehungsweise sie sind unter moralischen Gesichtspunkten „legitim“ oder „illegitim“. Und Personen sind „tugendhaft“, „ehrlich“ oder „unehrlich“, sie sind manchmal „skrupellos“ oder auch „moralisch integer“. Wenn die Grundform moralischer Äußerungen prädikative Aussagen sind, dann scheint es naheliegend, dieselben semantischen Prinzipien anzunehmen, wie sie auch bei anderen prädikativen Aussagen etabliert sind. Der große Vorteil dieses Ansatzes liegt also darin, dass sich dadurch die semantische Analyse moralischer Äußerungen auf eine einfache Weise in die zur Zeit in Sprachphilosophie und Linguistik einflussreichste Theorie integrieren zu lassen; ein Nachteil ist darin zu sehen, dass auf dieser Grundlage kein einfaches Kriterium angebar ist, wie sich moralische von deskriptiven Äußerungen unterscheiden (für eine Diskussion der wahrheitsfunktionalen Semantik in Bezug auf moralische Äußerungen vgl. Arrington 1989, S. 121-131).

Dieses Vorgehen setzt allerdings voraus, dass moralische Urteile wie deskriptive Urteile entweder wahr oder falsch sind. Ob moralische Urteile überhaupt Wahrheitswerte aufweisen können, ist in der metaethischen Forschung jedoch umstritten. Deshalb betont der zweite Ansatz in seiner semantischen Analyse die Unterschiede zwischen deskriptiven und moralischen Urteilen. Er wird üblicherweise in Form einer *handlungstheoretischen Semantik* vertreten. Die solchen Ansätzen gemeinsame Grundidee lässt sich auf eine einfache Formel bringen: Wenn der Beitrag moralischer Ausdrücke zur Bedeutung eines Satzes nicht als ein Beitrag zu dessen Wahrheitsbedingungen verstanden werden kann, muss er als ein Beitrag zu dessen sprachpragmatischer Funktion aufgefasst werden. Der semantische Gehalt moralischer Ausdrücke läge also darin, zu bestimmen, welche Sprechhandlungen mit der Äußerung solcher Sätze jeweils

ausgeführt werden. Die Bedeutung moralischer Ausdrücke bestünde also im wesentlichen in einer Determination des Illokutionspotentials der Sätze, in denen sie vorkommen. Mit der Äußerung eines moralischen Satzes, so die Grundannahme dieser Theorien, machen wir keine Aussage, die wahr oder falsch sein kann. Vielmehr führen wir mit der Äußerung solcher Sätze kraft der Bedeutung der in ihnen vorkommenden moralischen Ausdrücke eine ganz andere Art von Sprechhandlung aus. Je nach Theorie steht dabei jeweils eine etwas andere sprachpragmatische Funktion im Mittelpunkt. So wird beispielsweise im *Emotivismus* die Hauptfunktion moralischer Äußerungen im Zum-Ausdruck-Bringen, der *Expression*, einer subjektiven Einstellung, beispielsweise eines moralischen Gefühls, gesehen. Demgegenüber steht im *Präskriptivismus* eher der *vorschreibende* Aspekt unserer moralischen Sprache im Vordergrund. Moralische Äußerungen werden damit in ihrer Funktion normalen Imperativen angeglichen. Wichtig zum Verständnis all dieser Ansätze ist deren Annahme, dass semantische Fragen nicht unabhängig von pragmatischen Fragen beantwortet werden können. Zumindest für einige Arten von Aussagen müsse man die Prinzipien der wahrheitsfunktionalen Semantik zugunsten von sprachpragmatischen Prinzipien suspendieren. Und zu dieser Gruppe zählten eben auch die moralischen Aussagen. Solche Theorien versuchen also, die wahrheitsfunktionale Semantik um einen nichtwahrheitsfunktionalen Teil zu ergänzen, mit dem sich auch die Bedeutung moralischer Aussagen erklären lässt. Hauptdesiderat solcher Theorien bleibt aber deren Einbettung in eine allgemeine Semantiktheorie, die dem heutigen Stand linguistischer und sprachphilosophischer Forschung entspricht (für eine Diskussion s. Scarano 2001, Kap. 5.3; gl. für den Emotivismus die Bemerkungen bei Ogden/Richards 1923, Kap. IV; die klassischen Texte sind Ayer 1936, Kap. 6 und Stevenson 1937; für den Präskriptivismus siehe grundlegend Hare 1952 und neuerdings Hare 1996; verfeinerte Versionen des Expressivismus werden heute von Blackburn 1984, Kap. 5 und 6, Blackburn 1988 sowie Gibbard 1990, Kap. 5 vertreten).

Lassen sich also moralische Äußerungen vollständig wahrheitsfunktional analysieren, oder kann das spezifisch Moralische an ihnen nur über eine handlungstheoretisch ansetzende Theorie der Bedeutung erfasst werden? Wie lässt

sich eine spezifische Semantik moralischer Äußerungen in eine allgemeine semantische Theorie integrieren? Auch ist fraglich, ob sich moralische Aussagen überhaupt durch ein rein sprachliches Kriterium von nichtmoralischen Aussagen abgrenzen lassen. Dies sind alles Beispiele für Fragen, die die Metaethik in ihren sprachphilosophischen Untersuchungen behandelt. Dabei hat jede mögliche Antwort ganz entscheidende Konsequenzen auch für andere Bereiche der Moraltheorie. Es ist nicht unerheblich, ob moralische Urteile wahr oder falsch sein können. Je nachdem, wie man diese Frage beantwortet, kommt man beispielsweise zu einer ganz anderen Auffassung darüber, was es heißt, ein moralisches Urteil zu begründen. Und dies ist natürlich auch für die normative Ethik eine entscheidende Frage.

2.2 Fragen aus dem Bereich der Philosophie des Geistes

Am Verhältnis dieser spezifischen moralphilosophischen Fragestellungen zur allgemeinen philosophischen Semantik deutet sich schon der enge Zusammenhang der Metaethik mit den Fragen und methodischen Instrumentarien der theoretischen Philosophie an. Die Metaethik kann als der Bereich der Philosophie charakterisiert werden, der sich dem Gegenstand der praktischen Philosophie aus der Perspektive der theoretischen Philosophie nähert. Untersuchungen der theoretischen Philosophie beschränken sich jedoch nicht auf sprachphilosophische Themen. Neben der Behandlung der sprachlichen Form moralischer Äußerungen gehört es auch zu den Aufgaben der Metaethik, die Aufmerksamkeit auf die zugrundeliegenden geistigen Zustände zu richten. Welche Art von mentalem Zustand bringen wir mittels einer moralischen Äußerung zum Ausdruck? Die Antwort darauf scheint zunächst ganz einfach zu sein: Es sind unsere moralischen Überzeugungen. Aber was sind eigentlich moralische Überzeugungen? Beispiele sind schnell zur Hand. Man denke nur an die von uns allen geteilten moralischen Überzeugungen, dass Versprechen gehalten werden sollen oder dass zu lügen verwerflich sei. Zwar lassen sich solche Beispiele jederzeit anführen. Genauer anzugeben, was eine moralische

Überzeugung zu einer moralischen Überzeugung macht, ist jedoch viel schwieriger. Solange sich die Metaethik noch in den Bahnen der im engeren Sinn sprachanalytischen Philosophie bewegte, verlor sie diese Dimension metaethischer Fragestellungen leicht aus den Augen beziehungsweise konnte sie nicht als ein eigenständiges Thema anerkennen (vgl. für eine solche Auffassung noch Hare 1985, S. 49f.). Inzwischen hat sich jedoch die Situation innerhalb des Faches gewandelt. Mit dem neu erwachten Interesse an Untersuchungen zu bewusstseins- und intentionalitätstheoretischen Fragestellungen in der theoretischen Philosophie, Untersuchungen, die unter dem Titel „Philosophie des Geistes“ zusammengefasst werden, hat sich der Blick von der Fixierung auf die im engeren Sinn sprachphilosophischen Themen gelöst. So gibt es in der Zwischenzeit auch einige Überlegungen zum Status von moralischen Überzeugungen, insbesondere im Schnittbereich von Moralthorie und philosophischer Handlungstheorie (vgl. etwa Smith 1994; Scarano 2001).

Auch hier sind grundsätzlich zwei Lösungsansätze denkbar. Wenn man moralische Überzeugungen, um ihre Eigenheiten herauszuarbeiten, anderen Arten von mentalen Zuständen gegenüberstellt, bieten sich als Vergleichsobjekte einerseits unsere Glaubenszustände, also unsere Meinungen über die Beschaffenheit der Welt, an und andererseits unsere Wünsche, die festlegen, wie in unseren Augen die Welt beschaffen sein sollte. Der erste Ansatz geht davon aus, dass es sich auch bei unseren moralischen Überzeugungen um *Glaubenszustände* handelt. Sie würden sich von anderen Glaubenszuständen dann nur durch ihren Inhalt unterscheiden, nicht jedoch durch ihre formale Struktur. So unterscheidet sich gemäß dieser Konzeption der Glaube, dass eine Handlung eine bestimmte deskriptive Eigenschaft hat, von dem Glauben, dass dieselbe Handlung eine bestimmte moralische Eigenschaft hat, zwar inhaltlich, im Hinblick auf das zugeschriebene Prädikat, aber bei beiden handelt es sich um einen mentalen Zustand der gleichen Art. Es sind jeweils Glaubenszustände. Und das heißt, die Person, die sich in einem solchen Zustand befindet, glaubt, dass etwas Bestimmtes der Fall ist beziehungsweise dass die entsprechende Tatsache besteht.

Der zweite Ansatz verneint, dass es sich bei moralische Überzeugungen um genuine Glaubenszustände handelt. Er muss also eine alternative Analyse

anbieten. In unserer alltäglichen Sprache finden sich zwar oft solche Wendungen wie „Ein Liberaler glaubt, dass Leibeigenschaft und Sklaverei moralisch illegitim sind“ oder „Der Glaube, dass Abtreibung moralisch verwerflich sei, ist noch immer weit verbreitet“. Aber allzu viel Gewicht darf man einer solch oberflächlichen Beobachtung des Sprachgebrauchs nicht beimessen. Die Bezeichnungen in der natürlichen Sprache müssen auf der Theorieebene nicht notwendig übernommen werden. Als Ausgangspunkt der Analyse dienen bei diesem zweiten Ansatz nicht Glaubenszustände, sondern Wünsche, wobei jedoch zu beachten ist, dass moralische Überzeugungen keine normalen Wünsche sein können, weil sich sonst der oft zu beobachtende Konflikt zwischen moralischen Forderungen und unseren Wünschen nicht erklären ließe. Deshalb orientiert man sich besser an einer etwas umfassenderen Klasse mentaler Zustände, in denen unsere Wünsche nur eine Teilmenge bilden, den sogenannten *Pro-Einstellungen* (vgl. dazu grundlegend Davidson 1980, Kap. 1-3). In unseren Pro-Einstellungen ist festgelegt, welche Sachverhalte wir befürworten und welche wir ablehnen. Sie geben nicht wie unsere Glaubenszustände an, wie die Welt beschaffen ist, sondern legen fest, wie sie in unseren Augen beschaffen sein sollte. Aus diesem Grund sind Pro-Einstellungen auch nicht wahr oder falsch, haben also keine Wahrheitsbedingungen, sondern besitzen Erfüllungsbedingungen. Ihr Gehalt legt fest, wie die Welt aussehen muss, damit unsere Einstellung, z.B. unser Wunsch, erfüllt ist.

Man könnte meinen, ob moralische Überzeugungen als Glaubenszustände bezeichnet werden oder nicht, sei eine rein terminologische Frage. Dem ist aber nicht so. Annahmen darüber, worin die Natur moralischer Überzeugungen besteht, haben erhebliche Konsequenzen für die Handlungstheorie. Denn Glaubenszustände spielen eine ganz spezifische Rolle für unser praktisches Überlegen und Handeln. Je nachdem, ob auch die moralischen Überzeugungen unter diese Klasse mentaler Zustände gezählt werden oder nicht, wird sich ein ganz anderes Bild ihres Einflusses auf das menschliche Handeln ergeben. Geht man von den Grundlagen der klassischen Handlungstheorie aus, dann sind Glaubensannahmen, etwa Annahmen über Zweck-Mittel-Beziehungen, zwar notwendig für das Zustandekommen einer Handlung. Hinreichend sind sie jedoch

nicht. Damit es zur Ausführung einer Handlung kommen kann, muss auch ein entsprechendes Motiv vorliegen. Solche Handlungsmotive finden sich in unseren Pro-Einstellungen. Werden moralische Überzeugungen als Glaubenszustände analysiert, dann bräuchte es, damit es zur Ausführung einer entsprechenden Handlung kommt, zusätzlich zur Überzeugung, beispielweise dass gegebene Versprechen zu halten sind, noch eine spezielle Motivation, um die als moralisch richtig angesehene Handlung auch tatsächlich auszuführen. Die Motivation für moralisches Handeln würde also nicht *intern*, durch die moralische Überzeugung selbst, sondern *extern*, etwa durch einen davon unabhängigen Wunsch geleistet. In der metaethischen und handlungstheoretischen Literatur wird eine solche Position deshalb auch als motivationaler „Externalismus“ bezeichnet. Diesem steht der „Internalismus“ gegenüber, welcher annimmt, moralischen Überzeugungen komme intern, also von sich aus motivierende Kraft zu (vgl. für eine einführende Diskussion Brink 1989, Kap. 3; Dancy 1993, Kap. 1-2 sowie Smith 1994, Kap. 3).

Die Internalismus-Externalismus-Debatte in der Handlungstheorie steht in engem Zusammenhang mit einigen der in der Moralphilosophie behandelten Themen. Beispielsweise erhält die oft diskutierte Frage „Warum moralisch sein?“ eine jeweils ganz andere Bedeutung. Einmal, unter einer internalistischen Perspektive, handelt es sich um die bekannte Frage nach einer Rechtfertigung der Geltung unserer moralischen Überzeugungen. Denn wenn wir von der Gültigkeit einer moralischen Urteils überzeugt sind, hätten wir gemäß dieser Auffassung allein dadurch schon ein Motiv für das entsprechende Handeln. Das heißt zwar nicht, dass wir automatisch so handeln würden. Es kann ja auch konkurrierende Motive geben. Außerdem handeln wir nicht immer rational. Aber ein Motiv hätten wir auf alle Fälle. Die Frage „Warum moralisch sein?“ kann also unter internalistischer Perspektive nur als eine Frage nach der Rechtfertigung moralischer Urteile verstanden werden. Unter einer externalistischen Sichtweise sieht dies jedoch anders aus. Hier würde man bei der Frage „Warum moralisch sein?“ an etwas ganz anderes denken als an die Rechtfertigung der Geltung eines moralischen Urteils. Vielmehr würde man sich fragen, ob es für eine Person irgendwelche Motive gibt, einer von ihr als richtig angesehenen moralischen Überzeugung in ihrem Handeln zu entsprechen. Beispielsweise könnte es

externalistische Theorien geben, die annehmen, dass wir auch prudentielle Gründe haben müssen, um überhaupt motiviert zu sein, unseren moralischen Überzeugungen gemäß zu handeln. Die Frage „Warum moralisch sein?“ würde dann darauf abzielen, solche prudentiellen Gründe, etwa zu vermeidende Sanktionen, für moralisches Handeln aufzuzeigen. Es wäre nach einer solchen Theorie sogar irrational, wenn man nicht noch zusätzliche Motive für moralisches Handeln aufzuweisen hätte, aber dennoch seinen moralischen Überzeugungen folgt. Die bloße Überzeugung, dass eine Handlung moralisch geboten ist, würde nicht ausreichen. Das scheint auf den ersten Blick sehr unplausibel zu sein. Für den Internalismus in der Moraltheorie spricht also einiges. Wenn der Internalismus allerdings darauf fußt, dass moralische Überzeugungen als Pro-Einstellungen zu analysieren sind, kann man diesen keinen Wahrheitswerte zuordnen. Wie lassen sich aber dann moralische Argumentationen erklären? Eine moralische Überzeugung zu rechtfertigen hieße dann auf keinen Fall, ihre Wahrheit nachzuweisen.

Was also sind moralische Überzeugungen? Meinungen über die Beschaffenheit der Welt oder handlungswirksame Motive? Aufklärungsbedürftig ist auch der Zusammenhang zwischen den moralischen Überzeugungen und moralischen Gefühlen wie „Schuld“, „Scham“ und „Empörung“. Auch hier sind sehr unterschiedliche Erklärungsansätze denkbar, und auch sie müssen in die Handlungstheorie integriert werden. Es gibt also eine ganze Reihe von Fragen, die die Metaethik im Bereich der Philosophie des Geistes zu klären hat.

2.3 Ontologische Fragen

Unter einem „moralischen Urteil“ lässt sich also zweierlei verstehen. Zum einen kann damit eine sprachliche Äußerung gemeint sein, zum anderen eine dadurch zum Ausdruck gebrachte moralische Überzeugung. Sowohl bei den Äußerungen als auch bei den entsprechenden mentalen Zuständen stellt sich die Geltungsfrage. Können moralische Urteile in einem strikten Sinn wahr oder falsch sein? Oder auf welche andere Weise lässt sich Geltung im Bereich des Moralischen denken?

Wenn man eine im weitesten Sinn realistische Wahrheitsauffassung vertritt, wenn man also annimmt, die Wahrheit von Überzeugungen oder Aussagen hängt von der Beschaffenheit der Welt ab, kann man moralischen Urteilen nur dann einen Wahrheitswert zuerkennen, wenn man auch annimmt, es gebe so etwas wie moralische Tatsachen. Ein moralisches Prädikat (etwa: „x ist moralisch gut“) lässt sich einem Gegenstand (zum Beispiel: einer bestimmten Handlung) nur dann mit Wahrheit zuschreiben, wenn der Gegenstand die entsprechende moralische Eigenschaft aufweist. Ein moralisches Urteil wäre somit genau dann wahr, wenn dem Gegenstand die fragliche Eigenschaft zukommt. Und das heißt, dass auch die entsprechende Tatsache existiert. Andernfalls wäre das Urteil falsch. Mit der Annahme, moralischen Urteilen könnten Wahrheitswerte zukommen, verpflichtet man sich also auch auf die Existenz moralischer Tatsachen. Verneint man hingegen, dass es moralische Tatsachen gibt, so kann auch nicht mehr im strikten Sinn von der möglichen Wahrheit oder Falschheit moralischer Urteile gesprochen werden. Will man dennoch, wofür es gute Gründe gibt, an der Idee der Geltung moralischer Urteile festhalten, muss deren Möglichkeit auf andere Weise erklärt werden.

Die Frage nach der Geltung moralischer Urteile führt also auf direktem Weg in eine ontologische Debatte um den Status moralischer Eigenschaften und um die Existenz moralischer Tatsachen. Obwohl zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit George Edward Moores Untersuchungen zur Eigenschaft „gut“ auch solche Fragen im Zentrum des metaethischen Interesses standen, kam es nach der allgemeinen Ablehnung des auch von Moore vertretenen Intuitionismus zu einer Abwendung von ontologischen Fragestellungen im Bereich der Ethik (vgl. wiederum Hare 1985, S. 49). Wie bei den bewusstseinstheoretischen Fragen hat sich jedoch auch hier der Blickwinkel der zeitgenössischen Forschung geweitet. In der Metaethik wird die Debatte um die Existenz moralischer Tatsachen seit dem Ende der siebziger Jahre unter den Titeln „*moralischer Realismus*“ versus „*moralischer Antirealismus*“ wieder intensiv geführt, wobei realistische Ansätze nach einer langen Phase der allgemeinen Ablehnung heute wieder zu überwiegen scheinen, antirealistische hingegen in die Defensive gedrängt sind (vgl. dazu die Beiträge in Sayre-McCord 1988).

Vertritt man einen moralischen Realismus, legt man sich damit nicht nur auf die Existenz moralischer Tatsachen fest, man muss auch klären, welcher ontologische Status moralischen Eigenschaften zukommt. Hier werden zwei Ansätze vertreten. Zum einen gibt es *naturalistische* Theorien, die annehmen, moralische Eigenschaften seien nichts anderes als natürliche Eigenschaften. Und zum anderen gibt es Varianten des Realismus, die davon ausgehen, dass moralische Eigenschaften keine natürlichen, sondern *subjektive* oder, genauer gesagt, subjektabhängige Eigenschaften sind.

Der ethische Naturalismus nimmt an, dass moralische und deskriptive Prädikate nicht verschiedene Eigenschaften bezeichnen, sondern sich entgegen dem ersten Anschein auf ein und dieselbe Eigenschaft beziehen können, ein moralisches Prädikat und das entsprechende deskriptive hätten also die gleiche Extension. Je nachdem, mit welchem der beiden Prädikate man sich auf die Eigenschaft bezieht, kann einmal von einer „deskriptiven“, das andere Mal von einer „moralischen“ Eigenschaft gesprochen werden. Obwohl zwei unterschiedliche sprachliche Ausdrücke verwendet werden, beziehen sie sich dieser Theorie zufolge auf nur eine einzige Eigenschaft. Der ethische Naturalismus ist ernstzunehmenden Einwänden ausgesetzt. Zu den einflussreichsten zählt das bekannte Argument von Moore, das sogenannte „Argument der offenen Frage“ (vgl. Moore 1903, Kap. 1, B). Moore hatte gegen die damals üblichen Formen des Naturalismus eingewendet, moralische Prädikate ließen sich nicht mittels deskriptiver Prädikate definieren. Würde etwa eine Variante des Utilitarismus behaupten, „moralisch gut“ bedeute das gleiche wie „maximiert den Allgemeinnutzen“, so verfiere sie dem sogenannten „naturalistischen Fehlschluss“. Denn wären beide Prädikate bedeutungsgleich, also synonym, so ließe sich nicht mehr sinnvoll fragen, ob das, was den Allgemeinnutzen maximiert, auch moralisch gut sei. Diese Frage würde nämlich von ihrer Form her der Frage gleichen, ob denn ein unverheirateter Mann ein Junggeselle sei. Sie ist insofern „sinnlos“, als sie nach der Wahrheit einer Aussage fragt, die offensichtlich tautologisch ist beziehungsweise nur von denjenigen nicht als Tautologie erkannt wird, die die Sprache nicht beherrschen. Nun ist die Frage aber nicht tautologisch, es könnte ja sonst keine substantiellen ethischen

Kontroversen geben. Diese gibt es aber zweifellos. Also kann die angegebene Definition nicht richtig sein. Auch jeder andere Definitionsversuch hätte eine solch unplausible Konsequenz. Nach Moore ist folglich der Begriff, von dem er annahm, er sei der Grundbegriff der Ethik, das Prädikat „gut“, überhaupt nicht definierbar. Jede naturalistische Definition eines moralischen Prädikats scheint demnach von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein. Dieses Argument ist im Kern zwar richtig und war lange Zeit auch sehr einflussreich. Die neueren Formen des ethischen Naturalismus kann es jedoch nicht mehr treffen. Der Zusammenhang zwischen Semantik und Ontologie ist heute viel genauer erforscht als noch zu Moores Zeiten. Eine der Einsichten besteht darin, dass man (spätestens seit den modaltheoretischen Untersuchungen Saul Kripkes) nicht nur bei singulären Termini, sondern auch bei bestimmten Allgemeinbegriffen, den Begriffen für natürliche Arten, streng zwischen zwei unterschiedlichen Formen von Definition unterscheidet. Einerseits gibt es die Definition im Sinne einer Angabe der Bedeutung, also mittels eines Synonyms, und andererseits gibt es Definitionen, welche lediglich die Referenz eines Ausdrucks festlegen. Anhand eines geläufigen naturwissenschaftlichen Beispiels lassen sich die Unterschiede erläutern. Durch empirische Forschung wurde im Laufe der Zeit herausgefunden, dass Wasser die Molekularstruktur H_2O besitzt. Das Prädikat „ x ist Wasser“ und das Prädikat „ x hat die Molekularstruktur H_2O “ haben also die gleiche Extension. Ein Gegenstand, der das eine Prädikat erfüllt, erfüllt auch das andere, obwohl die beiden nicht synonym sind. Zudem ist die Annahme nicht unplausibel, dass dies sogar in allen möglichen Welten gilt. Es spricht also nichts dagegen, dass die Eigenschaft, Wasser zu sein, mit der Eigenschaft, die Struktur H_2O zu haben, identisch ist. In der gleichen Weise könnte auch die Eigenschaft, moralisch gut zu sein, identisch sein mit der Eigenschaft, den Allgemeinnutzen zu maximieren. Dennoch bräuchten wie im Fall von Wasser und H_2O das moralische und das deskriptive Prädikat keine Synonyme zu sein. Es gehört eben nicht zu unserem begrifflichen Wissen, dass Wasser H_2O ist. Dies ist vielmehr eine empirische Erkenntnis. Weil aus der Sicht des neueren Naturalismus die Ethik nicht die Bedeutung moralischer Prädikate angibt, sondern lediglich deren Referenz bestimmt, kann Moores Einwand zurückgewiesen werden. Aus einer

ontologischen Perspektive gesehen, sind „naturalistische“ Definitionen in der Ethik jedenfalls unproblematisch. Zu fragen ist allerdings, ob die Konsequenzen dieser ontologischen Annahme aus der Sicht der Epistemologie und der Philosophie des Geistes akzeptabel sind (für eine Diskussion s. Scarano 2001, Kap. 3; vertreten werden solche Theorie beispielsweise von Boyd 1988, Brink 1989, Lycan 1986, Railton 1990; im deutschen Sprachraum sind Hofmann-Riedinger 1992 und Schaber 1997 zu nennen).

Nun gibt es neben dem ethischen Naturalismus auch die Versuche, moralische Eigenschaften als eine Form von subjektiven Eigenschaften zu analysieren. Häufig werden Werteigenschaften dabei mit den traditionell so genannten „sekundären Qualitäten“ parallelisiert. Ebenso wie die Eigenschaft, „rot zu sein“, sich analysieren lässt als die Eigenschaft, „unter Normalbedingungen in uns eine Rotempfindung auszulösen“, so könnten auch die moralischen Eigenschaften eines Gegenstandes über unsere subjektiven Reaktionen auf diesen Gegenstand definiert werden. Abgesehen davon, dass dies auch für Farbprädikate eine nicht unumstrittene Analyse ist, sind solche Theorien mit einem grundlegenden Problem konfrontiert. Wer eine subjektive Analyse moralischer Qualitäten vertritt, muss auch angeben können, welche subjektiven Zustände es sind, von denen diese Eigenschaften abhängen. Vertreter des moralischen Realismus können hier nicht antworten, dass es unsere moralischen Überzeugungen sind. Denn dies liefe auf eine zirkuläre Charakterisierung heraus. Welche mentalen Zustände können es aber dann sein? Der Ansatz, moralische Eigenschaften als subjektive Qualitäten zu analysieren, steht auch dem *Antirealismus* offen. Und im Unterschied zum Realismus kann dieser auf bestimmte Pro-Einstellungen verweisen, um den subjektiven Status moralischer Qualitäten aufzuhellen. Wie bei den anderen Ansätzen wird aber auch diese Vorgehensweise anhand ihrer Konsequenzen für die anderen metaethischen Arbeitsgebiete gemessen werden müssen (wichtige Arbeiten zur Analyse moralischer Eigenschaften als sekundärer Qualitäten auf Seiten des Realismus sind McDowell 1985 sowie Wiggins 1987; zu einer Kritik vgl. Blackburn 1993, Kap. 8 und Wright 1988; für eine Analyse moralischer Eigenschaften als subjektiver Qualitäten im Rahmen einer antirealistischen Moraltheorie s. Scarano

2001, Kap. 5.2; für eine subjektive Analyse von Werten vgl. auch David Lewis 1989).

Kann es überhaupt moralische Tatsachen geben? Sind moralische Eigenschaften objektive Eigenschaften? Und wenn nein, über welche mentalen Zustände lassen sie sich genauer bestimmen? An diesen ontologischen Fragen zeigt sich wieder der enge Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen metaethischen Fragestellungen. Auch die Fragen der moralischen Ontologie lassen sich nur unter Bezugnahme auf die anderen metaethischen Arbeitsgebiete fruchtbringend erörtern.

2.4 Epistemologische Fragen

Die Frage nach der Geltung moralischer Urteile hat nicht nur ontologische Implikationen. Dass moralische Urteile eine Geltungsdimension besitzen, zeigt sich daran, dass wir uns in bezug auf sie sinnvoll streiten können. Es besteht immer die Möglichkeit, einzelne dieser Urteile einer rationalen Kritik zu unterziehen beziehungsweise sie gegen solche Kritik zu verteidigen. In unserem moralischen Denken gehen wir davon aus, dass wir uns in Bezug auf moralische Fragen irren können. Und das heißt, wir gehen auch davon aus, dass es in diesem Bereich so etwas wie „richtige Antworten“ gibt. Eine gewisse Art von Kognitivismus gehört also zu den Voraussetzungen unseres moralischen Denkens. Die Annahme, dass es richtige Antworten auf moralische Fragen gibt und dass wir diese im Prinzip auch erkennen können, ist erklärungsbedürftig. Wenn eine metaethische Theorie für dieses Phänomen eine plausible Erklärung anbieten kann, liegt darin nicht lediglich ein Vorteil gegenüber Theorien, die dies nicht können. Vielmehr gehört dies zu den Vorbedingungen, die jede metaethische Position zumindest in Ansätzen erfüllen können muss, um überhaupt diskutabel zu sein. Wie lässt die Möglichkeit des Irrtums erklären? Was ist die Basis für die Möglichkeit rationaler Argumentationen im Bereich der Moral? Beim Versuch, sich diesem Phänomen unter einer theoretischen Perspektive zu nähern, ist es günstiger, den Terminus „Geltung“ zunächst zurückzustellen. Allzu leicht

schleichen sich bei ihm unausgewiesene Annahmen mit ein, die vielleicht für den Wahrheitsbegriff selbstverständlich sind, die für den Bereich des Moralischen jedoch einer genaueren Untersuchung bedürfen. Was unter „Geltung“ im Bereich des Moralischen zu verstehen ist, kann nicht unabhängig davon bestimmt werden, wie die semantischen, die intentionalitätstheoretischen sowie die ontologischen Fragen zu beantworten sind. Solange diese Fragen nicht einigermaßen hinreichend geklärt sind, sollte dieser Terminus nur mit Vorsicht gebraucht werden. Für die Thematisierung epistemologischer Fragen innerhalb der Metaethik kann nach unproblematischeren Begriffen Ausschau gehalten werden. Die *Offenheit moralischer Urteile für rationale Kritik* bietet sich als Alternative an.

Dass moralische Urteile offen sind für rationale Kritik, dass wir moralische Fragen kontrovers diskutieren können und in solchen Diskussionen gelegentlich auch Fortschritte erzielt werden, ist unstrittig. Unklar ist jedoch, wie dieses Phänomen erklärt werden kann. Zu den Hauptaufgaben der Metaethik gehört es zu zeigen, auf welche Weise und in welchem Umfang rationale Kritik im Bereich der Moral möglich ist. Wenn, statt von „Geltung“ zu sprechen, der Begriff der rationalen Kritik zum Ausgangspunkt genommen wird, kann man sich dem zu erklärenden Phänomen unvoreingenommener nähern. In einem zweiten Schritt lassen sich dann die im engeren Sinn epistemologischen Fragen angehen. Was heißt es, von moralischen Urteilen zu sagen, sie seien gerechtfertigt? Kann es so etwas wie moralisches Wissen geben? Und was wären die Kriterien für das Vorliegen eines solchen Wissens? Dies sind Fragen der moralischen Epistemologie, dem Teilgebiet metaethischer Forschung, welches sich mit der Möglichkeit von Rechtfertigung und Erkenntnis im Bereich des Moralischen befasst. Wer von vornherein annimmt, dass nur solche Urteile sich rechtfertigen lassen, die wahr oder falsch sein können (vgl. v. Kutschera 1982, S. 48f.; Hofmann-Riedinger 1992, S. 57), macht es sich zu einfach. Das Beispiel der Imperativsätze zeigt deutlich, dass auch bei nicht wahrheitsfähigen Äußerungen Inkonsistenzen und logische Zusammenhänge auftreten. Insofern sind auch sie rationalen Argumentationen zugänglich (vgl. etwa Gethmann 1984). Entsprechende Merkmale könnten genauso bei moralischen Urteilen nachweisbar sein, auch wenn diese nicht im strikten Sinn wahrheitsfähig sind. Dass sich die

Logik moralischer Argumentationen auf einer antirealistischen Grundlage erklären lässt, ist also nicht von vornherein auszuschließen. Der moralische Realismus scheint keine notwendige Voraussetzung für die Möglichkeit einer moralischen Epistemologie zu sein. Dennoch muss auch der Antirealismus zeigen können, was es heißt, moralische Urteile zu rechtfertigen, auch wenn diese nicht wahr oder falsch sein können. Es reicht nicht, statt den Ausdruck „Wahrheit“ zu gebrauchen, einfach ein neues Geltungsprädikat zu stipulieren, etwa „normative Richtigkeit“. Damit werden die entscheidenden Fragen eher verdeckt als gelöst. An einer gründlichen Auseinandersetzung mit epistemologischen Fragen kommen weder realistische noch antirealistische Theorien vorbei. Eine weitere Frage der moralischen Epistemologie betrifft die Rolle von moralischen Intuitionen für ethische Argumentationen. Können wir hinter unsere eigenen Intuitionen zurückgehen? Auf was könnten wir uns dann noch berufen? Aber warum sollten unsere Intuitionen überhaupt eine begründende Kraft haben? Auch ist umstritten, inwieweit eine antirealistische Metaethik relativistische Konsequenzen mit sich bringt.

Die Logik moralischer Argumentationen aufzuklären gehört zu den Hauptaufgaben der Epistemologie der Moral. In ihren Untersuchungen geht es dieser metaethischen Disziplin jedoch nicht nur um ein tieferes Verständnis unserer alltäglichen Überlegungen und Argumentationen in Bezug auf moralische Fragen. Da die normative Ethik sozusagen die Fortsetzung solcher Argumentationen auf dem Niveau wissenschaftlicher Theoriebildung darstellt, befasst sich die Metaethik ebenso mit der Möglichkeit und der Struktur von normativen Theorien. Zu den Aufgaben der moralischen Epistemologie zählt auch die Formulierung einer Wissenschaftstheorie der Ethik.

3. Auf dem Weg zu einer umfassenden Theorie

Die Metaethik besteht also aus vier analytisch voneinander unterscheidbaren Teilgebieten: *erstens* der metaethischen Semantik, *zweitens* den entsprechenden Untersuchungen im Bereich der Philosophie des Geistes sowie *drittens* der

Ontologie und schließlich *viertens* der moralischen Epistemologie. Alle vier Bereiche zeichnen sich durch eigenständige Fragestellungen und eigene Untersuchungsmethoden aus, sind also nicht aufeinander reduzierbar. Dennoch gibt es vielfältige Zusammenhänge, und Festlegungen auf einem Gebiet ziehen unweigerlich Konsequenzen für die anderen nach sich. Will man klären, was überhaupt unter moralischen Urteilen zu verstehen ist, müssen zu allen vier Teilbereichen angemessene und miteinander kompatible Antworten gefunden werden. Die Ansprüche, die eine umfassende metaethische Theorie erfüllen muss, sind erheblich. Nicht nur müssen die Antworten zu den vier metaethischen Bereichen miteinander kompatibel sein und dem neusten Stand der Forschung innerhalb der theoretischen Philosophie und der philosophischen Handlungstheorie entsprechen. Eine metaethische Theorie kann insgesamt nur so gut sein, wie es ihr gelingt, dem Phänomen Moral mit all seinen Eigenheiten gerecht zu werden und für die wesentlichen Aspekte Erklärungen anzubieten.

Angesichts der Vielzahl ihrer Aufgaben ist die oft zu findende Charakterisierung der Metaethik als Disziplin, welche die Vorfragen der normativen Ethik klärt, zwar nicht ganz unangemessen, aber zu einseitig. Metaethische Analysen sind auch eine unverzichtbare Grundlage für deskriptive Disziplinen wie Moralsoziologie oder Moralpsychologie. Nur unter Berücksichtigung metaethischer Fragen lässt sich ein für empirische Untersuchungen offener Begriff der Moral entwickeln. Denn ohne eine genau Bestimmung ihres Gegenstandsbereichs können auch die empirischen Wissenschaften, die sich mit der menschlichen Moral befassen, nur auf einem unzureichenden Fundament aufbauen (zur Relevanz der Metaethik für die Moralpsychologie siehe Wren 1986; für eine Verknüpfung metaethischer mit evolutionären Fragestellungen Gibbard 1990).

Neben dieser unterstützenden Funktion für andere Disziplinen kommt den metaethischen Analysen jedoch auch ein eigenständiger Wert zu. Wenn wir verstehen wollen, was überhaupt Moral ist, wenn wir wissen wollen, worin die Wurzeln einer der grundlegenden Eigenschaften des Menschen, seiner Fähigkeit zum moralischen Denken und Handeln, liegen, dann kann auf eine umfassende Behandlung aller vier Teilbereiche der Metaethik nicht verzichtet werden.

Insofern ist sie ein genuiner und unverzichtbarer Bestandteil der philosophischen Anthropologie.

4. Literatur

a) Einführungen und Standardwerke

Ayer, Alfred J.: *Sprache, Wahrheit und Logik*. Stuttgart 1970 (engl.: *Language, Truth and Logic*. New York 1936; Kap. 6: „Critique of Ethics and Theology“ auch in: Sayre-McCord 1988, S. 27-40).

Darwall, Stephen/Gibbard, Allan/Railton, Peter (Hg.): *Moral Discourse and Practice. Some Philosophical Approaches*. New York/Oxford 1997.

Grewendorf, Günther/Meggle, Georg (Hg.): *Sprache und Ethik. Zur Entwicklung der Metaethik*. Frankfurt/M. 1974.

Hare, Richard M.: *Die Sprache der Moral*. Frankfurt/M. 1972 (engl.: *The Language of Morals*. Oxford 1952).

Harman, Gilbert: *Das Wesen der Moral. Eine Einführung in die Ethik*. Frankfurt/M. 1981 (engl.: *The Nature of Morality. An Introduction to Ethics*. Oxford 1977).

Hofmann-Riedinger, Monika: „Metaethik“, in: Annemarie Pieper (Hg.): *Geschichte der neueren Ethik*, Bd. 2: Gegenwart. Tübingen/Basel 1992, S. 55-81.

Mackie, John L.: *Ethik. Die Erfindung des moralisch Richtigen und Falschen*. 2. Aufl. Stuttgart 1983 (engl.: *Ethics. Inventing Right and Wrong*. Harmondsworth 1977).

Moore, George Edward: *Principia Ethica*. Stuttgart ²1996 (engl.: *Principia Ethica*, Cambridge 1903).

Ogden, C. K./Richards, I. A.: *Die Bedeutung der Bedeutung*. Frankfurt/M. 1974 (engl.: *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*. London 1923).

Sayre-McCord, Geoffrey (Hg.): *Essays on Moral Realism*. Ithaca/London 1988.

Stevenson, Charles L.: „The Emotive Meaning of Ethical Terms“. In: *Mind* 46 (1937), S. 14-31 (auch in: Darwall/Gibbard/Railton 1997, S. 71-82).

b) Weiterführende Literatur

Arrington, Robert L.: *Rationalism, Realism, and Relativism. Perspectives in Contemporary Moral Epistemology*. Ithaca/ London 1989.

Audi, Robert: *Moral Knowledge and Ethical Character*. Oxford/New York 1997.

Blackburn, Simon: *Spreading the Word. Groundings in the Philosophy of Language*. Oxford 1984.

Blackburn, Simon: *Essays in Quasi-Realism*. New York/Oxford 1993.

Boyd, Richard N.: „How to Be a Moral Realist“. In: Sayre-McCord 1988, S. 181-228 (auch in: Darwall/Gibbard/Railton 1997, S. 105-135).

Brink, David O.: *Moral Realism and the Foundations of Ethics*. Cambridge 1989.

Dancy, Jonathan: *Moral Reasons*. Oxford/Cambridge, Mass. 1993.

Davidson, Donald: *Handlung und Ereignis*. Frankfurt/M. 1985 (engl. *Essays on Actions and Events*. Oxford 1980).

Fehige, Christoph/Meggle, Georg (Hg.): *Zum moralischen Denken*. 2 Bde. Frankfurt/M. 1995.

Geach, Peter T.: „Assertion“. In: *Logic Matters*. 2. Aufl. Oxford 1981, S. 254-269.

Gethmann, Carl Friedrich: „Imperativlogik“, in: Jürgen Mittelstraß (Hg.): *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. 2. Mannheim/Wien/Zürich 1984, S. 208-212.

Gibbard, Allan: *Wise Choices, Apt Feelings. A Theory of Normative Judgment*. Oxford 1990.

Hare, Richard M.: „Ontology in Ethics“. In: Ted Honderich (Hg.): *Morality and Objectivity*. London 1985, S. 39-53.

Hare, Richard M.: „Philosophy of Language in Ethics“. In: M. Dascal/D. Gerhards/K. Lorenz/G. Meggle (Hg.): *Sprachphilosophie*, Bd. 2. Berlin/New York 1996, S. 1505-1519.

Harman, Gilbert/Thomson, Judith Jarvis: *Moral Relativism and Moral Objectivity*.

- Cambridge, Mass./Oxford 1996.
- Jackson, Frank: *From Metaphysics to Ethics. A Defence of Conceptual Analysis*. Oxford 1998.
- Kutschera, Franz v.: *Grundlagen der Ethik*. Berlin/New York 1982.
- Lewis, David: „Dispositional Theories of Value“. In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 43 (1989), S. 113-137.
- Lycan, William G.: „Moral Facts and Moral Knowledge“. In: Norman Gillespie (Hg.): *Spindel Conference: Moral Realism*. Southern Journal of Philosophy 24 (1986), Suppl. Vol., S. 79-94.
- McDowell, John: „Values and Secondary Qualities“. In: *Mind, Value, and Reality*. Cambridge, Mass./London 1998, S. 131-150 (auch in: Darwall/Gibbard/Railton 1997, S. 201-213).
- McNaughton, David: *Moral Vision. An Introduction to Ethics*. Oxford/New York 1988.
- Rippe, Klaus Peter: *Ethischer Relativismus. Seine Grenzen – seine Geltung*. Paderborn u.a. 1993.
- Scarano, Nico: *Moralische Überzeugungen. Grundlinien einer antirealistischen Theorie der Moral*. Paderborn 2001.
- Schaber, Peter: *Moralischer Realismus*. Freiburg/München 1997.
- Smith, Michael: *The Moral Problem*. Oxford 1994.
- Timmons, Mark: *Morality without Foundations. A Defense of Ethical Contextualism*. Oxford/New York 1999.
- Tugendhat, Ernst: *Vorlesungen über Ethik*. Frankfurt/M. 1993.
- Wiggins, David: „A Sensible Subjectivism?“. In: *Needs, Values, Truth. Essays in the Philosophy of Value*. Oxford 1987, S. 185-214 (auch in: Darwall/Gibbard/Railton 1997, S. 227-244).
- Wren, Thomas E.: „Moralpsychologie und Metaethik: Ein Arbeitsbündnis“. In: Wolfgang Edelstein/Gertrud Nunner-Winkler (Hg.): *Zur Bestimmung der Moral*. Frankfurt/M. 1986, S. 37-54.
- Wright, Crispin: „Moral Values, Projection and Secondary Qualities“. In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Vol. 42 (1988), S. 1-26.